

„Lange Haare statt Führerschnitt“

Bremer Swing-Jugend im Dritten Reich

Birgit Köhler

Am 2. April 1933, gut zwei Monate nach Hitlers Machtergreifung, verkündete das Bremer Europa-Café in einer Annonce in den Bremer Nachrichten: „Parole: Deutsche Kapelle! Deutsches Konzert! Deutsche Tanzmusik!“. Doch trotz dieser vorsorglichen Verbeugung vor den neuen Machthabern war das Europa-Café am Herdentorsteinweg in den Jahren bis 1945 einer der Treffpunkte für Bremer Jugendliche, die lieber Swingmusik hörten als Marschmusik. Denn auch in Bremen gab es sie: die „Swingheinis“, wie sie abfällig von den Nazis genannt wurden, die Jugendlichen, die jenseits von Hitler-Jugend und militärischem Drill die lebenslustige Musik des Swing zu einem zentralen Teil ihres Lebens machten, trotz oder gerade wegen ihrer „staatsfeindlichen und wehrkraftzersetzenden Tendenzen“.

„Wider die fremdrassigen Einflüsse“ – Jazzverbote und ihre Grenzen

Daß die Nationalsozialisten bereits vor 1933 den „Niggerjazz“ angegriffen und bekämpft haben, lag in ihrer rassistischen und fremdenfeindlichen Ideologie. Jazz entsprach nicht der nationalsozialistischen Ordnung, war individualistisch und international, anarchistisch in den Tönen und demokratisch im Zusammenspiel der Musiker – für die Nazis ein ideales Demonstrationsobjekt für die Unterwanderung der deutschen Kultur. Bereits 1930 sprach sich der thüringische Volksbildungsminister Wilhelm Frick (NSDAP) für die „Unterbindung“ der „Zersetzungserscheinungen“ und „fremdrassigen Einflüsse“ aus, die „auf fast allen kulturellen Gebieten“ zu spüren seien, darunter auch „Jazzband und Schlagzeugmusik, Negertänze, Negergesänge und Negerstücke“¹.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten folgten schnell Verbote für Jazz, Swing und Swingtanz. Allerdings wurden nur auf regionaler Ebene Verbote verhängt, denn trotz aller propagandistischer Hetze hatte Goebbels es versäumt, das Verbotssystem zu zent-

ralisieren. So handelte jeder Gauleiter und Bürgermeister nach eigenem Ermessen.² Und selbst ein Jazzverbot im reichsweiten deutschen Rundfunk aus dem Jahr 1935 hatte weniger Auswirkungen, als von Reichsrundfunkleiter Eugen Hadamovsky gewünscht: Es wurde, kaum daß es in Kraft getreten war, von ihm selbst unfreiwillig unterlaufen. Die Sendung „Vom Cakewalk zum Hot“ präsentierte die verbotene Musik in Einzelbeispielen, allerdings in so exzellenter Qualität, daß die abschreckende Wirkung verpuffte und statt dessen etliche Jazzfreunde am Radio erfreute.³ Und die „Swingtanzen verboten“-Schilder in den Tanzsälen, an die sich auch viele Bremer Zeitzeugen erinnern können,⁴ wurden zwar von den Gastwirten auf Druck von Berlin aufgehängt, aber nicht aufgrund eines allgemeinen Verbotes⁵. Erst viel später, nach Stalingrad 1943, als die Kriegssituation für die Deutschen ernster wurde, erließ Reichspropagandaminister Goebbels ein generelles und dauerhaftes Tanzverbot.

Doch zunächst zwang die Olympiade im Jahr 1936 die Nationalsozialisten, weniger repressiv gegen fremden Einfluß auf die deutsche Populärkultur vorzugehen. Schließlich empfing Deutschland internationale Gäste. Vor allem Berlin wurde zu einem Jazz-Mekka, aber auch Jazzfreunde in Bremen profitierten von den Lockerungen. Im März 1937 gastierte zum Beispiel der Engländer Jack Hylton in der Glocke, und die „Bremer Nachrichten“ veröffentlichten über sein Konzert eine durchaus positive Kritik: „Das Orchester verrät nicht nur eine außerordentliche Disziplin, sondern auch ein ungewöhnliches Geschick der solistischen Auswahl. Mit der Ausweitung der einfachen Jazzband zum Jazzorchester Hand in Hand geht die Ausweitung des einfachen Tanzes zur so genannten Tanzsymphonie. Haben die Amerikaner diese Entwicklung ins Orchesterale begonnen und durchgesetzt, so haben die Engländer dank ihrer offensichtlichen Begabung für Tanzmusik sie ohne Zweifel zu einer gewissen Vollenendung gebracht. Bei ihnen sind die Elemente Klang, Rhythmus, Humor und nicht zuletzt das primitiv Erotische geschmackvoll gemischt und in sich ausgeglichen. Ohne Bedenken darf man dem Hylton-Orchester zugestehen, daß es in diesem Sinne eine internationale Meisterschaft vertritt.“⁶

Kaum waren die Olympia-Gäste aus dem Land, verschärften die Nazis den Druck auf die Jazzmusiker und ihre Anhänger. Die Reichsmusikkammer, in der alle Musiker zwangsorganisiert waren, verstärkte Kontrollen in Tanzlokalen und Cafés, um Jazzmusik zu unterbinden. Diese „Musikschnüffler“ orientierten sich an den ab Dezember 1937 erstellten Listen über „unerwünschte und schädliche Musik“, die sowohl Werke jüdischer Komponisten als auch amerika-

nische Jazz- und Swingtitel enthielten. Doch wird ihnen oft von Zeitzeugen unterstellt, daß sie unmusikalisch und aufgrund fehlender Notenkenntnisse leicht zu täuschen gewesen seien.⁷ Auch in Bremen blieb manches Jazzstück dadurch unbehelligt, daß der Titel eingedeutscht wurde: So soll der beliebte „Tiger Rag“ zum Beispiel in „Tigerjagd im Bürgerpark“ umbenannt worden sein.⁸ Ein Jahr später hat es auch in Bremen einen Versuch gegeben, die schräge Musik und den Swing-Tanz zu verbieten. Doch es blieb bei dem Versuch: Im November 1938 kündigte der Gauhauptstellenleiter des Gau Weser-Ems an, daß „demnächst im Gau Weser-Ems das Tanzen und Spielen des Swing und des Hot durch Polizeiverbot untersagt wird.“⁹ Tatsächlich schrieb das Reichspropagandaamt Weser-Ems in Oldenburg Anfang Dezember 1938 u.a. an den Regierenden Bürgermeister von Bremen, Johann Heinrich Böhmcker. In diesem Brief verlangte der Leiter des Reichspropagandaamtes Mutze ein Verbot des Swing-Tanzens und des sogenannten „Hot-Spielens“, das ihn an die „Geräuschkulisse eines Urwaldes“ erinnerte. Die Selbstkontrolle der Gaststätten und Kapellen sei ohne polizeiliche Unterstützung wenig wirkungsvoll, mahnte Mutze. „Da bisher reichsseitig keine Regelung erfolgt ist, bitte ich Sie, die Ihnen nachgeordneten Dienststellen anzuweisen, das Swing-Tanzen und das ‚hot spielen‘ grundsätzlich zu verbieten, da das Swing-Tanzen eine Gefährdung der Sitte und Moral darstellt. Damit wäre wenigstens für das Gaugebiet Weser-Ems eine grundsätzliche Regelung getroffen.“¹⁰

So einfach gestaltete sich das jedoch nicht: Mutze erwähnte in dem Brief, daß in Oldenburg und Osnabrück bereits polizeiliche Verbote erlassen worden seien. Als der Bremer Polizeipräsident sich dort erkundigte, „nach welchen gesetzlichen Bestimmungen Sie das Verbot erlassen haben, ob es von Erfolg war und welchen Wortlaut es hatte“, wußte man dort jedoch nichts von einem polizeilichen Verbot. In Osnabrück hatte lediglich der Kreisleiter der NSDAP alle Gaststätteninhaber und Kapellmeister aufgerufen, „Swingtänze und Negermusik nicht zu dulden“. In Bremen kam man schließlich zu der Auffassung, daß solche Aufrufe sinnvoller seien als polizeiliche Verbote. Im übrigen sei es auch nicht „Aufgabe der Polizei, derartige Missstände zu beseitigen“, sondern „Sache der Partei oder der Dienststellen des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda“. Mit dieser Antwort wurde die Angelegenheit wieder zurück nach Oldenburg geschickt und nach zwei Monaten ohne Antwort zu den Akten gelegt. – Während in Hamburg zur gleichen Zeit „Swingheinis“ verstärkt observiert wurden, und ab 1941 sogar ein eigenes Gestapo-Dezernat für die Verfolgung der „Swingheinis“

eingerrichtet wurde,¹¹ war für Bremens Bürgermeister Böhmecker die Verbreitung von Swingtanz und Hot-Musik in Bremen vermutlich nicht ausreichend, um die „sittliche Moral“ zu „gefährden“.

Nutznießer dieser Zwiespältigkeit der Nationalsozialisten waren die jugendlichen Jazzfreunde. Sie eroberten sich ihre Freiräume selbst in dem gerade für die Jugend straff organisierten NS-Staat. Und auch in Bremen gab es die Swinger und Hotter, die sich in zahlreichen Tanzlokalen in der Innenstadt fanden, um die swingenden Bands zu hören. Doch nicht alle Jugendlichen wollten nach der amerikanischen Musik tanzen. Die Swingfreunde unterschieden sich durchaus von den Jazzfreunden. Margarethe Berberich, Jahrgang 1914, wurde von ihrem älteren Bruder an die Musik herangeführt und eingewiesen: „Der hat regelrecht gesammelt. Und dann haben wir, unter seiner Anleitung, die Unterschiede rausgehört. Wir haben nicht geschwoft dabei, sonder nur aufmerksam zugehört.“¹²

Neben den (mehr oder weniger) strikten Nicht-Tänzern gab es aber auch viele junge Leute, die Swingmusik des Tanzes wegen mochten. Martin von Bloh, ebenfalls Jahrgang 1914, zählt sich selbst dazu: „Im Atlantic waren ganz gute Kapellen. Aber so speziell habe ich mich gar nicht dafür interessiert, also nicht wie so ein Jatzter, der sagt: ‚Oh, da spielt der und der...‘ Es hat mich nur die Musik, dieser Rhythmus interessiert, weil man da so gut nach tanzen konnte.“¹³

Herkunft und Outfit der Swing-Jugend

Die Bremer Swing-Boys und Swing-Girls kamen, ähnlich wie ihre gleichgesinnten Altersgenossen in Hamburg, aus gutbürgerlichen Elternhäusern, aus Kaufmanns- und höheren Beamtenfamilien zu meist. Viele besuchten ein Gymnasium, auf dem sie auch Englisch lernten, und nicht selten erzählten die Zeitzeugen von Englischlehrern, die einen liberalen und demokratischen Einfluß auf sie ausgeübt haben¹⁴. Die obere Mittelschicht prägte auch das Denken der Kinder stark. Man sprach zwar in den Familien selten offen über Politik, doch manchmal hörten die Eltern zusammen mit ihnen BBC London, den „Feindsender“¹⁵. Und einige unterstützten die Musikleidenschaft ihrer Kinder sogar aktiv, wie sich Rudolf Engeln, Jahrgang 1926, erinnerte: „Ich hatte einen Freund, dessen Vater Baumwollkaufmann war. Der wurde nach Paris versetzt, als Frankreich besetzt wurde, und brachte seinem Sohn Platten des Hot Club de France mit, das Orchester des Django Reinhardt. Das war ein Rhythmus, der war völlig anders als alles, was ich vorher gehört hatte, da flogen mir fast die Ohren weg.“¹⁶



Rudolf Engeln 1942 mit Fasson-Schnitt und Gitarre
(freundliche Leihgabe von Rudolf Engeln)

Für viele Bremer Swing-Jugendliche war das Aussehen ein wichtiges Merkmal, um sich von anderen Altersgenossen abzugrenzen. Richtige „Stenze“ waren sie, wie man damals sagte. Margarethe Berberich erinnerte sich an die Swing-Freunde in Bremen: „Die Hotter erkannte man gleich. Die Haare ein bißchen länger, obwohl sie es nicht durften, und die Hosen ein bißchen schlabberiger, und denn einen Schal um, also irgendwie ein bißchen auf Theater gemacht. Die nahmen sich selbst sehr wichtig.“¹⁷

Die Haare ein bißchen länger, als es erlaubt war – in den Friseurstuben wiesen Schilder darauf hin, daß es verboten war, Jungen unter 18 Jahren etwas anderes zu schneiden als den militärisch kurzen „Führer- oder Kommisschnitt“, also Streichholzlänge und zwei Finger breit über dem Ohr blank¹⁸. Aber die Jungen hatten bald heraus, welche Friseure ihnen auch zivile Fasson-Frisuren schnitten, bei denen man die Haare im Nacken wachsen lassen konnte. Zur Not schnitten sich die Freunde schon mal gegenseitig die entsprechende Frisur. Die Haare mußten, wenn sie nach vorne gekämmt wurden, bis über das Kinn gehen, erinnerte sich Karl-Heinz Helmbold, Jahrgang 1927.¹⁹

Die wenigsten der Bremer „Swingheinis“ hatten wegen ihrer Haarlänge mehr als Lästereien auszustehen. Karl-Heinz Brockmeyer, Jahrgang 1924, erzählte, dass es immer hieß: „Die Swingheinis treten sich vorne auf den Schlips und hinten auf die Haare.“²⁰ Ab und

zu wurden sie aber auch von der Hitler-Jugend aufgegriffen, wie sich Robert Kusserow, Jahrgang 1928, erinnerte. Ihm wurden die Haare derart kurz geschoren, daß er sich schämte, so in die Öffentlichkeit zu gehen.²¹

Neben der Frisur war die Kleidung noch wichtiger: Die Swingheinis legten äußersten Wert auf elegante Kleidung. Ein Borsalino- oder Stetson-Hut wurde über Wasserdampf angefeuchtet und leger

gebogen. Maßgeschneiderte zweireihige Anzüge aus feinsten Stoffen, auffällige Krawatten und helle Trenchcoats über Gabardinejacken waren fast Pflicht. Lackschuhe oder Schuhe mit dicker Kreppe, die sich einige Jungen aus alten Autoreifen selbst zuschnitten, gehörten ebenfalls zur stiletten Aufmachung.²² Noch in den ersten Kriegsjahren organisierten 16-, 17-jährige Jugendliche rote Seidenhemden. Ein weißer Seidenschal, ein eng zusammengerollter Regenschirm und eine englische Zeitung in der äußeren Manteltasche galten als absoluter Chic. Karl-Heinz Brockmeyer erläutert: „Selbst im Krieg konnte man noch über einen Hamburger Verlag die „Saturday Evening Post“ abonnieren. Eigentlich war das ja nur für die Englisch-Kenntnisse, die man in

kaufmännischen Berufen brauchte, für uns war das aber wichtig für unsere Anti-Haltung.“²³

Die Mädchen standen den Jungen in Eleganz in nichts nach. Mit Seidenstrümpfen und femininen Kleidern gingen sie aus, oder sie schniderten sich die Hosen ihrer Väter um. Sie „taten ganz auf elegante Dame“, wozu auch die Zigarettenspitze gehörte – egal ob sie rauchen konnten oder nur pafften.²⁴ Modische Vorbilder für beide Geschlechter waren unverkennbar amerikanische Filmstars, die sie in Hollywood-Filmen vor 1940 bewundern konnten, aber auch deut-



Rudolf Engeln und ein Freund „in voller Montur“ am Tag der Deutschen Wehrmacht 1942 in der Bremer Innenstadt (frdl. Leihgabe von Rudolf Engeln)

sche und europäische Schauspieler wie Marlene Dietrich und Johannes Heesters.

Doch nicht jeder bekam von den Eltern das nötige Geld, um sich sein teures Hobby zu leisten. Kleidung ließ sich auch vom Trödler besorgen und umnähen, einige verkauften Zigaretten und anderen Schwarzmarktartikeln, andere, wie Hanno Walter, Jahrgang 1923, verdingten sich in den Ferien im Hafen: „Für eine Hafenschicht kriegte man 8,40 Mark, für eine Nachtschicht 16 Mark. Die Gabardinejacke hat aber 70 Mark gekostet, das war ein Schweinegeld! Da musste ich schon ein paar Schichten schieben.“²⁵

Swing in der Tanzschule und im Luftschutzbunker

Den ersten Kontakt zur Swingmusik bekamen viele in der Tanzschule. Die vornehmste in Bremen war die von Gustav Hölzer, An der Schleifmühle. Wenngleich Hölzer selbst als „sehr zackig“ beschrieben wird, erlaubte doch seine Tochter Nanni schon einmal moderne Rhythmen in der Stunde. Kurt Schilke, Jahrgang 1921, besuchte mit Hans-Joachim Kuhlenkampff die Tanzschule Hölzer: „Wenn der Alte mal nicht da war, hat uns Nanni Swing beigebracht.“²⁶ Im Krieg, als es keine öffentlichen Tanzgelegenheiten mehr gab und auch die Tanzschulen geschlossen wurden, trafen sich die Jugendlichen privat zum Tanztee. Lore von Engel, geboren 1923, erinnerte sich: „Wenn die Fronturlauber aus meinem Freundeskreis nach Hause kamen, ging es sofort los mit Tanzen. Du konntest ja sagen, du lädst ein paar Freunde ein, und es waren ja Fronturlauber, bei denen wurden ja nun wirklich Augen und Ohren zgedrückt. Und denn wurde getanzt. Wenn wir zu laut waren, dann haben die Nachbarn mal geschimpft. Aber die Tochter des einen Nachbarn tanzte ja mit, und der konnte denn auch nicht viel sagen, dann hätte er es erst einmal ihr verbieten müssen!“²⁷ Der Vater von Hanno Walter war Zahnarzt, und sein Labor diente einige Mal als Tanzsaal: „Da kamen nur geladenen Gäste, aber aus ganz Bremen. Manchmal waren das etwa zehn Pärchen, manchmal aber auch nur Jungs, wenn wir Extrem-Jazz gehört haben, danach konnte man ja nicht tanzen.“²⁸

Für Jugendliche sehr begehrenswert war in jenen Jahren ein Koffergrammophon, auch „Hottophon“ genannt. „Jeder bemühte sich darum, wer es sich irgendwie leisten konnte, an so ein Koffergrammophon zu kommen“, erzählte Rudolf Engeln.²⁹ Mit dem Gerät und dem Koffer voll mit englischen Platten fuhren die jungen Leute mit Paddelbooten auf den Kanälen und Gräben der Umgebung, oder sie vergnügten sich an der Weser und im Stadionbad. Ärger haben die Bremer Jugendlichen dabei nicht bekommen, trotzdem stopften sie

aus Vorsicht Socken in die Grammophon-Trichter. „Dann lagerten alle um uns herum, in der Mitte das Grammophon und der Besitzer, und die anderen auf dem Bauch liegend darum herum“, erinnerte sich Lore von Engel.³⁰ Da die Grammophone und die Platten so kostbar waren, wurden sie selbstverständlich auch bei Fliegeralarm in die Luftschutzbunker genommen. Dort gab es manchmal auch eine andere Art von Unterhaltung: Ernst-August Röhl erinnerte sich an die allabendlichen Luftangriffe, die er im Atlantic Café erlebte. „Da war es an der Tagesordnung, daß um halb neun die Sirenen gingen. Alles ging in den Keller. Musiker, Gäste, Bedienungspersonal. Dann haben sie ihre Instrumente mit runtergenommen. Und auf einmal fing einer mit dem Bass an. Ganz leise. Und dann kam einer mit einer Geige und zog so rüber. So ganz leise, schöne Sachen. So etwas kann man nicht bestellen. Und wenn dann Entwarnung war, wurde wieder weitergemacht. Das hat uns ja nicht gestört. Das gehörte einfach dazu.“³¹

War es schon schwer, ein Koffergrammophon zu ergattern, wurde es vor allem im Laufe des Krieges immer schwieriger, englische und amerikanische Platten aufzutreiben. „Bei Warnke in der Hutfilterstraße kosteten die Platten fünf Mark. Konnte sich natürlich kein Mensch leisten, aber sie wurden trotzdem gekauft“, wußte noch Rudolf Engeln.³² Andere Jugendliche bekamen Platten „über Schleichwege“, von Vätern und Brüdern aus dem besetzten Ausland oder machten Tauschgeschäfte, während wieder andere ihre Beziehungen spielen ließen, wie Robert Kusserow, geboren 1928: „Als Tabaklehrling hatte ich immer genug Geld in der Tasche, denn ich verkaufte die Zigaretten, die mir zustanden, an Wehrmachtssoldaten. Und in meine Berufsschulklasse ging ein Lehrling vom Musikhaus Warnke, der immer gute Tipps auf Lager hatte, welche Platten gut waren. Der hat sie mir dann besorgt.“³³

Gute Swingmusik kam auch über die „Feindsender“ wie BBC London und dem Soldatensender Calais. „Man konnte die empfangen, wenn man das Radio so ganz geschickt einstellte, wenn man noch irgendwo einen Draht hinten anbrachte, der quer in die Landschaft hing“, erzählte Rudolf Engeln von seinen Experimenten, den dänischen Sender Karlundborg zu hören. Eine Wolldecke über dem Rundfunkgerät sollte neugierige Nachbarn abhalten, denn immerhin standen drakonische Strafen auf die so genannten „Rundfunkverbrechen“.

Swing auf dem Tanzboden

Das Schönste für die Swingheinis war jedoch, die Jazz-Bands live zu erleben: Im zweigeschossigen „Atlantic Café“ in der Knochenhauerstraße, im Varieté „Astoria“ in der Katharinenstraße, im „Europa-Café“ am Bahnhof und in anderen Lokalen. Einige weltberühmte Bands kamen in die Hansestadt, wie der Schwede Arne Hülphers, der Spanier Juan Llossas und der Holländer John Kristel, an den sich Günther Ahrndts, Jahrgang 1922, erinnerte: „Bei John Kristel habe ich immer oben auf der Balustrade im „Atlantic“ gesessen, direkt über dem Schlagzeuger. Wenn der vier Wochen hier gastiert hat, war ich bestimmt sieben Mal da.“³⁴ Die Knochenhauerstraße war in jenen Jahren eine „kleine Reeperbahn“, wie sich Hans-Werner Töttcher, Jahrgang 1922, erinnerte.³⁵ Vor dem „Atlantic“ und dem „Astoria“ in der Nachbarschaft standen an den Wochenenden lange Menschenglangen bis in die Sögestraße. Mit seinen Freunden verabredete man sich oft am Roland und schlenderte dann die Sögestraße entlang.

Da die Bremer Swingkids allerdings meist minderjährig waren und selten viel Taschengeld erhielten, mußten sie sich einiges einfal- len lassen, um in die Lokale zu gelangen: Einige waren im „Astoria“ oder „Atlantic“ so bekannt, daß sie Dauerkarten bekamen, sogenannte „Passepartouts“³⁶. Andere konnten die Portiers mit Zigaretten und Cognac bestechen. Zur Not ging es auch auf ganz anderen Wegen, wie Herbert Wenzel, der 1926 geboren wurde, erzählte: „Wir hatten irgendwie so einen Dreh bekommen, daß wir hinten rum ins Atlantic kamen, so über die Dächer und durch den Keller. Wenn die anderen, die in der Schlange standen, endlich kamen, saßen wir schon längst auf der Balustrade.“³⁷

Regelmäßig wurde das Alter in den Tanzlokalen von HJ-Streifen kontrolliert. Portiers und Garderobenfrauen warnten die jugendlichen Swingfreunde oft rechtzeitig, die dann in



Bremer Swingjugendliche im Sommer 1941 am Weserstrand, Höhe Sielwall (frdl. Leihgabe von Günther „Ike“ Ahrndts)

den Keller hinter die Bierfässer oder über die Hinterhöfe nach Hause verschwanden³⁸. Niemand, den ich sprach, wurde je geschnappt. Aber jeder ahnte, was denen drohte, die erwischt wurden. Selbst Margarethe Berberich, die als 1914 Geborene bereits alt genug war, in die Tanzlokale zu gehen, überkam ein ungutes Gefühl, wenn die SS- oder Gestapo-Männer ins „Astoria“ kamen: „Wenn die kamen, bin ich auf Toilette gegangen. Obwohl ich ja nicht gesucht wurde, aber die waren mir so unsympathisch. Ich selbst habe keine schlechten Erfahrungen gemacht, ich bin vielem aus dem Weg gegangen. Aber ich weiß, daß man einfach in eine Razzia geraten konnte, und da wurde nicht lange gefackelt, da kam man einfach in die Grüne Minna rein! Die hatten ziemlich ruppige Methoden. Und wer so was einmal mitmacht, der hält hinterher den Mund, der sagt gar nichts mehr. Deshalb bin ich während des Krieges dann auch weniger ausgegangen, man war sich seiner Sache einfach nicht mehr sicher.“³⁹ Neben dem Alter wurde auch die Musik überprüft. Lore von Engel hatte ungute Erinnerungen an diese Kontrollen: „Wenn die Gestapo auftauchte, dann spielte die Band zwar weiter. Aber die Leute tanzten gleich viel langsamer. Wir haben die von der Gestapo ja gleich erkannt, die hatten immer so einen Schlips um, so ganz zickig angezogen. Und da haben sie auch mal welche mitgenommen und haben sie überprüft und wieder freigelassen. Und dann hieß es: ‚Mensch, dich haben sie mitgenommen!‘ Ja, das war eine ganz makabre Zeit damals. ‚Sag bloß nichts‘, sagten sie zuhause immer, daß du bloß nicht in den Bunker kommst!“⁴⁰

Tatsächlich kann man davon ausgehen, daß diese Razzien auch in Bremen regelmäßig durchgeführt wurden. Dennoch gibt es über die Verfolgungen durch Polizei oder Gestapo kaum Akten, belastendes Material wurden bei Kriegsende sorgfältig vernichtet. Im Staatsarchiv finden sich nur zwei Akten, die eine Razzia am Sonnabend, 5. April 1941 vor und im Atlantik-Café betreffen.⁴¹ Die offizielle Begründung: Die Kontrolle diene „dem Schutze der Jugend und der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“. Der Fall schlug Wellen, da bei dieser Gelegenheit auch unbescholtene junge Mädchen festgenommen wurden, die nur einen Kaffee trinken wollten. Offenbar ging es hier in erster Linie darum, gewisse „zweifelhafte Damen“ aus dem Tanzlokal zu vertreiben. Doch auffallend ist, daß just am 5. April 1941 das Gastspiel des Holländers John Kristel mit seinem Swing-Orchester im Atlantik-Café begann. Zwei Monate zuvor hatte Kristel im Hamburger Alsterpavillon die dortige Swing-Jugend derart in Stimmung gebracht, daß sich die Polizei genötigt sah, das Lokal zu schließen.⁴² Die Vermutung liegt nahe, daß die Bremer Polizei

von diesen Vorkommnissen wußte und die Razzia im Atlantic auch als abschreckende Maßnahme für die swingbegeisterte Bremer Jugend gemeint war.

Zwang und Swing: die Hitler-Jugend

Seit 1939 war der Dienst in der Hitler-Jugend Pflicht. Und trotz ihrer musikalischen Vorliebe gingen auch die meisten Bremer Swing-Jugendlichen zur HJ. Sogar HJ-Führer fanden sich vereinzelt unter den Swing-Freunden, wie sich Walter Brandes, Jahrgang 1930, an einen später sehr bekannten Bremer Jazz-Gitarristen erinnerte: „Ich hatte einen HJ-Führer, den Günther Schnittjer, ein ganz schnieker Typ. Der trug unter seiner Uniform einen weißen Seidenschal. Und auf so einer HJ-Aufnahmefeier hatte er nichts Besseres zu tun, als dem Trommler vom Fanfarenzug den Rhythmus von ‚Song of India‘ beizubringen.“⁴³ Und Ernst-Heinrich Bullenkamp, der nach dem Krieg das berühmteste Bremer Jazzlokal in der Neustadt hatte und für sein Klavierspiel bereits Ende der dreißiger Jahre bekannt war, konnte bei geselligen Veranstaltungen der Hitler-Jugend am späteren Abend auch mal etwas Jazzmusik spielen, was begeistert aufgenommen wurde.⁴⁴

Aber wer sich zum Beispiel aus gesundheitlichen Gründen drücken konnte, war froh darüber. Einige waren darüber hinaus sehr erfinderisch, um dem Zwangsdienst zu entgehen. Robert Kusserow war mit zehn Jahren ins Jungvolk gekommen, doch es gefiel ihm dort nicht. Als er mit 14 Jahren in die Hitler-Jugend übernommen werden sollte, verzögerte er den Übergang so lange wie möglich, indem er sich nicht beim zuständigen HJ-Zug meldete. Erst als dies nicht mehr aufzuschieben war, meldete er sich an. Er wollte gern in den Fanfarenzug, doch da er kein Instrument beherrschte, wurde er nicht einmal als Trommler aufgenommen. Ein Freund erzählte ihm daraufhin von den Schnellkommandos bei der Polizei. Ihre Aufgabe war es, bei Fliegeralarm als Melder zur Luftwaffenzentrale zu laufen und bei Bombenschäden das Gelände abzusperren, damit die Löscharbeiten ungehindert ablaufen konnten. Die Jungen vom Schnellkommando schliefen drei bis vier Nächte pro Woche unter dem Dach der Polizeiwache, und eines Tages brachte einer von Kusserows Freunden ein Grammophon mit: „Da hörten wir quasi unter Aufsicht der Polizei Jazzplatten.“ Als dann jedoch auf Weisung aus Berlin die Schnellkommandos nach „Drückebergern“ wie ihm durchsucht wurden, wagte er die Flucht nach vorne und meldete sich freiwillig zu den Panzerjägern. Das Kriegsende verhinderte, daß er noch an die Front kam.⁴⁵

Jugendliche der Jahrgänge 1926 bis 1928 wurden in den letzten Kriegsjahren nach dem Reichsarbeitsdienst als Luftwaffen- oder Marinehelfer eingezogen. Obwohl diese Generation fast vollständig im Dritten Reich aufgewachsen war, läßt sich bei manchen von ihnen eine gewisse Anti-Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus erkennen.⁴⁶ Diese lehnten Hitler-Jugend und die braunen Funktionäre oft entschieden ab. Das Führer-Image hatte eine geringe Wirkung auf sie, und sie verhielten sich alles andere als ideologietreu. So scherten sie sich wenig um die Verbote, mit Kriegsgefangenen zu sprechen oder „Feindsender“ zu hören. Zu dieser pubertären Antikultur gehörte auch sehr häufig eine Swingbegeisterung als Symbol für eine Welt ohne Zwänge. Diese Antikultur läßt sich auch bei Bremer Flakhelfern beobachten: Bei den Erstappellen auf der Bürgerweide fanden sich nach einigen Aussagen von ehemaligen Flakhelfern zahlreiche „langhaarige Stenze“. Sie mußten sich zwar sofort die Haare schneiden lassen, aber die innere Haltung behielten sie.

Ergebnis: Widerstand oder widerstehen?

Es waren nicht viele Jugendliche, die in Bremen Jazz und Swing so sehr liebten: Wenn ich meine Interviewpartner und ihre Freundeskreise hochrechne, komme ich auf etwa 150 Jugendliche, die in den 1930er und 1940er Jahren in Bremen als „Swing-Heinis“ gelten konnten. Bei einer Razzia auf einer Hamburger Party 1941 wurden dagegen fast 500 Jungen und Mädchen festgenommen. Allerdings wurden dort auch die Zahlen nach oben aufgerundet, um Eindruck in Berlin zu schinden⁴⁷ - in Bremen dagegen schien sich niemand so recht um die jugendlichen Musikkfans zu kümmern. Gemeinsam war den Bremer und Hamburger Swingkids, dass sie auffallen, sich vom üblichen Einerlei abheben wollten. Jedoch nicht aus einem „Widerstandsbewußtsein“ heraus.⁴⁸ Alle meine Interviewpartner verneinten, eine bewußte politische oder sogar antifaschistische Haltung eingenommen zu haben. Eine Mischung von jugendlichem Trotz und persönlicher Eitelkeit war die Antriebsfeder bei vielen, der Wunsch, anders als die Altersgenossen zu sein. Reinhard Henke, geboren 1921, formulierte es so: „Wir haben nicht bewußt gegen die Verbote aufgemuckt, wir haben nur alles andere als die Musik ignoriert. Und uns die Freiheit genommen, die wir brauchten.“⁴⁹ Und Roland Pappier, Jahrgang 1918, sagte: „Wir mochten Benny Goodman und hatten keine Lust auf das, was da sonst noch lief. Wir haben uns abgewendet davon, sind in hellem Staubmantel herumgelaufen, also sehr anglophil. Wir wollten uns einfach nicht von der Hitler-Jugend einvernehmen lassen. Das war aber keine Bewegung, man

muss das nicht alles glorifizieren, das war einfach eine Abwehr gegen diese organisierte Jugendbewegung!“⁵⁰ Noch prosaischer drückte es Hans-Werner Töttcher, Jahrgang 1922, aus: „Das war nicht politisch, hatte mit Widerstand nix zu tun! Das war nur aufmüpfig, wir haben uns nur schön gemacht für die Mädchen.“⁵¹

Man kann also nicht sagen, daß Swing hören oder tanzen ein Akt des „Widerstandes“ gewesen wäre. Aber die Swing-Boys und Swing-Girls haben dem Nationalsozialismus „widerstanden“ – mit den Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen. Sie bekannten sich, wenn auch unbewußt, in einer Zeit der Massenbewegung zur Individualität. Wenn es schon kein Widerstand war mit einem ausgeprägten politischen Weltbild als Alternative, so hat die Liebe zum Swing doch auch hier in Bremen eine „gewisse Grundhaltung“ vorbereitet.

Und diese Grundhaltung, so vermutete der 1926 geborene Rudolf Engeln, brachte die jugendlichen Swing-Freunde zwangsläufig in mehr oder weniger offene Konflikte mit den Nationalsozialisten.⁵² Engeln meldete sich im Sommer 1944 freiwillig als Reserve-Offizier-Anwärter bei der Marine. Die Marine stand ebenso wie die Luftwaffe im Ruf, etwas liberaler und swingliebender als andere Wehrmachtsteile zu sein. Allerdings musste er schnell feststellen, daß sein Ausbildungsoffizier nicht diesem Ruf entsprach: „Jatz und Swing gibt's hier nicht!“, begrüßte er die jungen Rekruten. Bei einer schriftlichen Prüfung etwa im August 1944 trug der junge Engeln als Träger des Ritterkreuzes „Generalfeldmarschall von Witzleben“ ein, der am Aufstand am 20. Juli beteiligt gewesen war – eine zu diesem Zeitpunkt lebensgefährliche Äußerung, die Engeln aus jugendlichem Leichtsinn getan hatte. Daraufhin wurde er beim Militärgericht wegen Zersetzung der Wehrkraft und pazifistischer Äußerung angezeigt. Später wurde die Anzeige wegen Geringfügigkeit fallengelassen. Doch während er auf die Verhandlung wartete, durfte er nicht mehr an der Ausbildung teilnehmen und mußte statt dessen die Stuben seiner Vorgesetzten putzen. Nicht nur, daß diese „Strafe“ ihm vielleicht das Leben rettete, denn er wurde nicht mehr an die Front geschickt, wie viele seiner Kameraden. Er kam sogar in einen ganz besonders prekären Genuss: „Wenn ich bei dem einen Leutnant vormittags die Bude sauber machen musste, hab ich immer das Radio so eingestellt, daß es nicht nach draußen drang, das war im Prinzip der gefährlichste Ort, ‚Feindsender‘ zu hören, aber ich wußte ja, die sind alle weg. Dann bin ich da richtig reingekrochen, und wenn Glenn Miller ‚In the Mood‘ spielte, dann hatte ich den ganzen Schmerz der Welt vergessen!“

- 1 zitiert nach Christian Kellersmann, Jazz in Deutschland von 1933-1945, Hamburg 1989, S. 12
- 2 Michael Kater, Gewagtes Spiel. Jazz im Nationalsozialismus, Köln 1995, S. 90
- 3 Horst H. Lange, Jazz in Deutschland. Die deutsche Jazz-Chronik 1900-1960, Berlin 1966, S. 72; Bernd Polster (Hg.), „Swing heil!“ Jazz im Nationalsozialismus, Berlin 1989, S. 25
- 4 Zum Beispiel Martin von Bloh (Interview am 10. und 17. April 1997)
- 5 Knud Wolfram, Tanzdielen und Vergnügungspaläste. Berliner Nachtleben in den 30er und 40er Jahren, von der Friedrichstraße bis Berlin W., vom Moka Efti bis zum Delphi, Berlin 1992, S. 193/195; für Bremen: Staatsarchiv Bremen (StAB), Akte AZ P.1.b.Nr.125
- 6 Bremer Nachrichten, 3. März 1937
- 7 Bernd Polster 1989, S. 25
- 8 Jörg Senkpeil, in: Jenseits von Roland und Schütting. Aus der Arbeit Bremer Geschichtgruppen. Bremen 1992, S. 88
- 9 Bremer Nachrichten 29.11.1938
- 10 gesamter Vorgang in Akte StAB, AZ P.1.b.Nr.125
- 11 Volker Ullrich, in Franz Ritter (Hg.) Heinrich Himmler und die Liebe zum Swing. Erinnerungen und Dokumente, Leipzig 1994, S. 176
- 12 Interview mit Margarethe Berberich, 3. April 1997
- 13 Interview mit Martin von Bloh, 10. und 17. April 1997
- 14 zum Beispiel Henning Harmssen, Interview vom 20. Februar und 27. März 1997
- 15 zum Beispiel Lore von Engel, Henning Harmssen
- 16 Interview mit Rudolf Engeln, 13. März 1997
- 17 Interview mit Margarethe Berberich, 3. April 1997
- 18 Interview mit Robert Kusserow, 16. Januar 1997
- 19 Telefonat mit Karl-Heinz Helmbold 7. Juni 1997
- 20 Telefonat mit Karl-Heinz Brockmeyer, 8. Juni 1997
- 21 Interview mit Robert Kusserow, 16. Januar 1997
- 22 Interview mit Lore von Engel, 19. März 1997
- 23 Telefonate mit Karl-Heinz Brockmeyer, 8. Juni 1997, Ernst-August Lenz, 9. Juni 1997, und Herbert Wenzel, 7. Juni 1997
- 24 Telefonate mit Hanna Stuczynski, 8. Juni 1997, und Edith Jan, 9. Juni 1997
- 25 Interview mit Hanno Walter, 9. Juni 1997
- 26 Telefonat mit Kurt Schilke, 8. Juni 1997
- 27 Interview mit Lore von Engel, 19. März 1997
- 28 Interview mit Hanno Walter, 9. Juni 1997
- 29 Interview mit Rudolf Engeln, 13. März 1997
- 30 Interview mit Lore von Engel, 19. März 1997
- 31 Mitschnitt von Jörg Senkpeil, „Tigerjagd im Bürgerpark“, Radio-Bremen-Sendung, Oktober 1991
- 32 Interview mit Rudolf Engeln, 13. März 1997
- 33 Interview mit Robert Kusserow, 16. Januar 1997
- 34 Telefonat mit Günther Ahrndts, 7. Juni 1997
- 35 Telefonat mit Hans-Werner Töttcher, 6. Juni 1997
- 36 Telefonate mit Hans Minder, 11. Juni 1997, und Günther Ahrndts, 7. Juni 1997
- 37 Telefonat mit Herbert Wenzel, 7. Juni 1997
- 38 Telefonat mit Herbert Wenzel, 7. Juni 1997, Interview mit Hanno Walter, 9. Juni 1997
- 39 Interview mit Margarethe Berberich, 3. April 1997

- 40 Interview mit Lore von Engel, 19. März 1997
- 41 StAB, AZ 3-P.1.a.Nr.1289 und StAB, AZ 4,13-P.1.c.Nr.83, Bremer Nachrichten, 10. April 1941
- 42 Astrid Eichstedt, Bernd Polster, „Wie die Wilden“ Tänze auf der Höhe ihrer Zeit, Berlin 1985, S.86; Christian Kellersmann, Jazz in Deutschland von 1933-1945, Hamburg 1989, S.38
- 43 Gespräch mit Walter Brandes, Dezember 1996
- 44 Mitschnitt aus Jörg Senkpeil, „Tigerjagd im Bürgerpark“, Radio-Bremen-Sendung Oktober 1991
- 45 Interview mit Robert Kusserow, 16. Januar 1970
- 46 Rolf Schörken, Luftwaffen Helfer und Drittes Reich. Die Entstehung eines politischen Bewusstseins, Stuttgart 1984, S. 218/219
- 47 Michael Kater, Gewagtes Spiel. Jazz im Nationalsozialismus, Köln 1995, S.205ff, 283ff
- 48 Zur Widerstandsdebatte auch Detlev Peukert, Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter den Nationalsozialismus, Opladen 1982; Richard Löwenthal, Patrick von zur Mühlen (Hg.), Widerstand und Verweigerung in Deutschland 1933 bis 1945, Berlin 1982; Inge MarBolek, René Ott, Hans-Josef Steinberg, Auch eine historische Verspätung. Zum Problem der Erforschung des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus heute, in: Soziale Bewegungen. Geschichte und Theorie, Jahrbuch 1, 1984
- 49 Telefonat mit Reinhard Henke, 7. Juni 1997
- 50 Telefonat mit Roland Pappier, 10.6.1997
- 51 Telefonat mit Hans-Werner Töttcher, 6.6.1997
- 52 Interview mit Rudolf Engeln, 13.3.1997